



Der Strom.

Von Jürgen Brand.

Aus meinem Fenster blicke ich hinab auf den Wasserstrom, der, nur durch eine schmale Gasse von unterm Hause getrennt, seine hochgehenden Fluten dort unten vorüberjagt. In anderer Zeit fließt er ruhig und friedlich dahin; aber jetzt liegt er im Kampf mit den Eiskriegen. Gewaltige Schollen treiben auf seinem Rücken dem Meere zu. Nach abermal sechs Stunden, wenn die Flut einsetzt, werden sie zurückkehren; weiter oben werden sie sich zusammenschieben, aufstauen; der harte Frost wird sie ineinander schmelzen. Dann heißt es: die Weser „fließt“.

Aber noch ist es nicht soweit; noch ist zwischen den zahllosen Schollen überall freies Wasser, und die bewegte Oberfläche zeigt ein immerfort wechselndes Bild. Ueber dem Wasser schwebt eine Sturmwind; sie flattert ängstlich hin und her und sucht augenscheinlich einen Ruhepunkt auf einer treibenden Scholle. Aber in dem allgemeinen Aufruhr mag sie nicht, sich niederzulassen.

Woran erinnert mich dieses Bild? War es nicht noch, der, während die Weser der Sintflut über der Erde standen, eine Taube fliegen ließ? „Da aber die Taube nicht fand, da ihr Ruh ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Kasten.“

Weiter schweifen die Gedanken und heften sich fest in der aufgeregten Gegenwart. So flattert die Friedenstaube ängstlich über dem Strom unserer Zeit. „Und da sie nicht fand, da ihr Ruh ruhen konnte —“

In jeder Stunde des Tages und der Nacht lassen die Menscheninder Tauben ausfliegen. Das sind ihre sehnsüchtigen Wünsche nach Frieden. Aber immer können sie noch nicht finden, „da ihr Ruh ruhen konnte“; und immer kehren sie zurück in das arme hoffende Herz.

Der Strom der Zeit wälzt brausend und schäumend seine Fluten vorüber. Auf seinem Rücken treiben Trümmer und Leichen. Die Deiche sind gebrochen. Die wilden Wogen sind über das Land gestürmt und haben die Saaten verwüdet, Wälder fortgerissen, die Stätten der Menschen zerstört und alles Lebendige in ihren Fluten begraben. In grauenvollem Durcheinander leben wir alles vor unsern Blicken vorüberziehen: Hier schwimmen zerstückte Möbelstücke, Stühle, Tische, Schränke; hier ein ganzes Hausdach; dort treibt ein furchbar aufgeblähter Tierkadaver, ein Pferd, eine Ziege; immer mehr, immer schrecklicher. Und dort, o grauenvoller Anblick, in der Nähe eines Balkens eine menschliche Gestalt, ein Weib! Ihr bleiches Gesicht starrt gen Himmel, mit ihren langen blonden Haaren spielen die türkischen Wogen. Jetzt trägt der Wirbel sie ganz nach oben und da sehe ich das Schrecklichste: ihre toten Arme halten krampfhaft ein kleines Kind umschlungen. O Bild des Erbarmens, sie hat es auch im Tode nicht von der treuen Brust gelassen. Vorüber, vorüber, ihr Bilder des Entsetzens.

Und doch reicht die lebhafteste Phantasie nicht aus, um auch nur bruchstückweise eine Vorstellung zu vermitteln von dem unermeßlichen Elend, das der Strom unserer Zeit an unsern Augen vorüberstreift. Ja, unserer Zeit! Es sind unsere Väter und Mütter, unsere Brüder und Schwestern, die der Sturmflut des Krieges zum Opfer fielen; es ist unser Hab und Gut, die Arbeit eines fleißigen Lebens, was ihre gierigen Wogen zerstörten. Und wir stehen am Rande des reichenden Stromes, stumm und machtlos.

Wie? Sind wir wirklich so machtlos? Zwar der wilde Macht der entfesselten Wogen uns entgegenzuwerfen, es wäre Wahnsinn; sie würden auch uns zerschmettern. Aber wir können dennoch etwas anderes, Wirkameres tun. Die Deiche

Stern der Soldaten.

Erblindet in dunkeln,
engen Gassen,
in blutige Gassen
des Todes verstrickt:
hat tröstliches Funkeln
aus himmlischer Ferne,
den schönsten der Sterne,
das Auge erblickt.

Wir wollen heraus aus Graben und Grab.
Die Leben und Lust zur Erde gab,
Maria, die Mutter, soll uns umarmen.
Wir wollen in ihrer Liebe erwärmen.
Geburt, Geburt nach so viel Sterben!
Laßt uns die Liebe der Mutter erben!
Wir wollen herein, wir müssen herein
und Kinder sein,
Kinder...

Ein Kind geboren! O Wunder und Zeichen!
Die blutende Welt voll Wunden und Leichen
ein Kind, ein Kind... Hörst du den Ton?...
Maria weint über den lebenden Sohn.
Sein Stern ist am Himmel aufgeprallt.
Leben blüht, Liebe glüht,
Himmel und Erde glänzen rein.
Laßt uns Kinder sein.

Erblindet in dunkeln,
engen Gassen,
in blutige Gassen
des Todes verstrickt:
hat tröstliches Funkeln
aus himmlischer Ferne,
den schönsten der Sterne,
das Auge erblickt.

Stern der Soldaten, sieh deinen Lauf!
Heraus! Heraus!

Karl Bröger.

sind gebrochen! Sie waren zu schwach, um den zerstörenden Gewalten widerstehen zu können. Wohlan, laßt uns helfen, sie stärker zu bauen!

Wir wären machtlos? So dachten jene Bewohner des friesischen Ortes Hunnix nicht, als in der Weihnachtsnacht des Jahres 1717 die schrecklichste Sturmflut über sie hereinbrach, die an unserer Küste je erlebt wurde. Als alles zugrunde zu gehen drohte, sorgten sie zuerst für die Rettung ihrer Kinder, indem sie achtzig auf zwei Schiffen unterbrachten und die Schiffe treiben ließen. Die Väter und Mütter, die diese heroische Tat vollbrachten, sind in jener Schreckensnacht zugrunde gegangen; aber die beiden Schiffe mit den nackten und hungernden Kindern landeten bei Wittmund und waren gerettet. Woran dachten jene tapferen Friesen, als sie, den sicheren Tod vor Augen, ihre Kinder auf die einzigen beiden Schiffe brachten? An die Zukunft dachten sie! Als die Kinder herangewachsen waren, haben sie mit starken Händen

mächtig nach Neubau, d. h. das Gras duftet betäubend, aber auf Ausrodung können wir nicht warten. Außerdem ist der Palast so lustig, daß eine Verabreichung nicht zu bestreiten ist. In einer halben Stunde ist Haus und Blag blühsamer gemacht, vom Festlager werden die Hülsen und das sonstige Inventar herübergeholt. Dann wird das Bett niedergelegt, das große Sonnenfeg im Haus unter das Dach gespannt und fertig ist die Laube. Inzwischen kommen drei von meinen Bekannten an, die ich morgens zum drei Stunden entfernten Bangoni schickte, und bringen Strandpalmen mit Sturzeln angehängelt. Die großen Köcher sind schon lange fertig, die Palmen werden einsetzt und besessen. Der Feiertagsgarten ist fertig und muß den Christbaum ersetzen. Trotz des nahenden Abends brennt die Sonne noch dardarisch herab, und so lege ich mich in Schatten meines neuen Hauses in meinem Palmengarten, um ein bißchen zu verknäueln, ehe ich fetterlichen Einzug halte. ... Doch schon nach eilenden Laufes der Weihnachtsmann. Der steht nun allerdings anders aus wie zu Hause.

Er ist weder alt, noch hat er einen langen Bart, dafür ist er aber hübsch schwarz. Trotzdem er nun auch fast des Pelzes nur ein dünnes Hemdchen und kurze Kahlhose trägt, schwingt er doch unerbittlich. Vielleicht sind an seiner erhöhten Temperatur auch das Dackl-Bildchen und die Gählföhlen schuld, die das Pökel birgt beim Öffnen wird aber auch mir warm und immer wärmer, denn es war eine nette Bekleidung. Die teure Gattin in der Heimat hatte zwar alles aus der beste erledigt, — aber wie sah die Geschichte aus. Die neuen Schmierstiefeln, weiße Jacken, Wäsche, Wärschen, Gählföhlen und — 200 Zigaretten liegen wie Kraut und Rüben dunt durcheinander, wie zum Hofne umschlungen von den mitgeschickten bunten Feiertagsgeschänken. Die Cerevie und die Postunterjagung in Tanga war dem Päckchen nicht gut bekommen. ...

Ich ziehe ein, in mein neues Heim, und führe mir zum Festmahl eine gute Pulle zu Gemüte, die auch über den Schmerz hinweghelfen muß, daß „Ritter“ immer noch in Berlin ist. Die trübste Stimmung, die den Einwohnern am Weihnachtsabend in der Heimat sehr leicht überfällt, kommt hier draußen aber nicht auf. Wahrscheinlich trägt die völlig veränderte Umgebung ihr Teil dazu bei. Meine schwarzen Hausleute müssen mich erst an die deutsche Sitte mahnen, daß etwas gekostet wird. Und da sage noch einer, daß die Schwarzen nicht entwicklungsfähig wären.

und dankbaren Herzen mächtigere Deiche gebaut, die das Erbe ihrer Väter zu schützen imstande waren.

Auf, und laßt uns bed gleichen tun! Auch unsere Zukunft, wir haben es oft gehört, ruht auf den Schultern unserer Jugend. Wohlan, laßt uns die Jugend auf die Schiffe bringen! Auch unser Erbe, das geistige Erbe der Arbeiterklasse, muß weiterbestehen, „und wenn wir sterben müssen“. Damit es weiterbesteht und von dem kommenden Geschlecht nicht nur verwaltet, sondern auch vermehrt werden könne, genügt es freilich nicht, daß wir das Schiff der Jugend treiben lassen in der Hoffnung, es werde an irgendeinem glücklicherem Strande landen. Nein, nicht treiben lassen, sondern tüchtig machen gilt es die Arbeiterjugend für die großen und schweren Aufgaben der Zukunft. Die Zerkreuten sammeln, organisieren, ihnen Kräfte und Mittel zur Verfügung stellen, damit sie wieder das Bewußtsein gleicher Interessen erhalten und damit die in ihnen ruhenden Kräfte geweckt und gelöst werden.

Ich weiß, ich weiß: Jetzt wird man wieder das böse Wort von der Bevormundung der Jugend hervorholen. Das ist so lange eine gewissenlose Demagogie, solange man nicht zugleich einen Weg bezeichnen kann, auf dem unsere Jugend völlig selbständig die ihrer harrenden Aufgaben zu lösen vermag. Die Spuren schaden! So viel steht jedenfalls fest: Solange die erwachsene organisierte Arbeiterschaft der Jugend Rückhalt und Hilfe bot, solange ging es mit unserer Jugendbewegung voran.

Aber davon soll hier nicht geredet werden. Die Aufgabe dieser wenigen Zeilen soll es sein, auch an ihrem Teile der organisierten proletarischen Arbeiterschaft zuzurufen: Verschont eure Jugend nicht! Scheut keine Opfer, und seien sie noch so schwer, für die Sammlung und Fortbildung eurer Jugend zu sorgen. Hier liegt eine eurer dringendsten Aufgaben, deren Vernachlässigung sich bitter rächen würde. Bemißt von euren Begnern! Dort hat man die Bedeutung der Jugend für die Zukunft längst erkannt. Und wenn uns die gewaltigen Mittel, die jene aufwenden, auch so bald nicht zur Verfügung stehen, an Laikraft und Opferinn braucht sich die deutsche Arbeiterklasse von ihren bürgerlichen Begnern nicht übertraffen zu lassen. —

Der Strom der Zeit wälzt brausend und schäumend seine Fluten vorüber. Wir stehen nicht machtlos an seinen Ufern. Wir können die wilden Kräfte, die sich heute zerschend freigeschlagen haben, bändigen, indem wir sie in ihr geregeltes Bett leiten.

Und ein Teil dieser Deichbauarbeit ist auch die Arbeit für unsere Jugend und an unserer Jugend. An die Riemen! —

Grauräubers Not.

Von Wölfen und Russen
von Egon von Kapherr.

Schneidend kalt kühlt der Nordost über die Fläche, wirdelt Wolken mehligem Schnee auf, kreiselt und pfeift, nicht und drauf um die Büsche und gerat an den schädlichen Wacholderbüschen, die einsam, wie Puppen, im grauweißen Einerlei stehen. Unten am Abhange liegt, eine dunkle Masse, das Dorf. Rote Dächer stämmern herüber. Jüngere Wolken werfen hüschende Schatten über deschneite Dächer, bleich lugt der Mond durch graue Felsen und Schleier. In weitem Ring herum des Waldes dunkle Massen. Gelber Schein im Westen, der verunkeltes Tag. Fische nordische Winternacht. Ein grauer Schatten gleitet durch die Büsche, huscht zwischen den Strauchern, hinter den Ämde, taucht wieder auf — drüben am Gange, Grauräuber ist's, der Mä.

Und wieder huscht's im Gebüsch, und wieder gleitet's im Strauch — und oben am Gange steht die Robe grauotziger Wanderer, Ueber struppige Rücken weht der Stühm, läßt ins Haar,

Ein Jahr später.

Wenn dabei die ersten rauhen Lüfte wehen und der gemäßigste Aufenthalt in der Nähe des gut verworgten Ofens ist, hängt „drüben“ Mutter Sonne an, übergemüßlich zu senken. Der Oktober läßt an Tage rein gar nicht zu wünschen übrig, so daß die Arbeit im Freien und besonders am Instrument häufig wenig erfreulich ist. Ein Fell-Lappentier liegt wieder einmal hinter uns. In der lieblichsten Stut, gegen Eins, machen wir Schluß. Mit einem aus tiefstem Herzen kommenden „Gott sei Dank“ schwinde ich mich auf meinen Jumbo und trabe ab.

Im gleichmäßigen Wiegen lasse ich bald an zu dösen; Jumbo findet ja allein seinen Weg zum heimlichen Stall. Ein halbes Stündchen mag verfließen sein, als wir uns dem Lager eines unserer deutschen Erdarbeiterunternehmer, des hieheren Friesen Schöffel nähern. Etwas ermuntert schaue ich um mich. Da — was ist das, dicht am Hauptgebäude (aus Stroh natürlich) sehe ich in einer Umgebung einen kleinen Verfüßler umherrennen, der mich die Augen weit aufreißt läßt. Das sieht ja beinahe wie ein Schweinchen aus. So ein liebes Viech haben wir ja schon weit über ein Jahr nicht mehr zu Gesicht bekommen. In dem Augenblick tritt dann Schöffel selbst aus seinem Von heraus, um laut aufzulachen, als er mich voll starken Staunens das Tierchen betrachten sieht. „Mensch, wo haben Sie denn das Ding her?“ — „Ja, mein Vieber, das ist ein Polstina-Schwein.“

Kun bin ich im Bilde. Zwischen Altmundbars und Meru in der Nähe von Kruscha haben sich nämlich Polstina-Deutsche angesiedelt, die oberhand nützliches, bis dahin in unserem Kreis wenig geförderies Getier großziehen, Gänse, Schweine usw. So einem Abieger habe ich nun bei mir. Ich liebe mich sofort zum Schweinebraten ein. „Wann wird geklachtet?“

„Im Weihnachtsfest“, heißt es. — Ach herrje! — Schön, worten wir also bis Weihnachten, wenn es nicht anders sein kann.

In der nächsten Zeit reite ich nun noch einmal so gern durch Schöffels Lager, um zu sehen, was das kleine Viebschier macht. Ach, geht das langsam mit dem Wachsen. Frechen tut das Ding unheimlich, aber wachsen will es anscheinend nicht aufhören. Sider abnt es sein Schwanz wie Hänschen im Knäperräuschen.

Allmählich runden sich aber doch seine Schenkel. Unser Vorgeschmad wird immer festiger.

Weihnachten im Busch.

Afrikanische Erinnerungen von Julius Ligodi.

Allein.

Der nach Afrika hinausjage mit der Hoffnung auf ein faules Tropenleben, der dürfte sein blaues Wunder erleben. Zum frühen Nichten ist wenig Gelegenheit; am allerwenigsten für einen Vermesser beim Bahnbau.

Nach kaum einem Monat war unsere Aufgabe am Fuße des Alimandibars erfüllt und so wird abgezogen. Unterwegs nötig der Panganit noch ein wenig zum Verweilen zwecks Festhaltung des Bahndberganges, dann geht's aber in beschleunigtem Tempo heimwärts zur Cauleitung. Es sind noch acht Tage bis Weihnachten, als ich zu neuen Zeiten bereit siehe. Dreimal heißt es, zum Hafenbau in Tanga an der Küste zu ziehen. Da es aber bald wieder weiter geht, soll ich mich nicht häuslich niederlassen, sondern losziehen auf dem Sprünge hebra. Letzte Weihnachtsausflügen. Als Schmerzensgeld bekomme ich ein Pferdchen oder wenigstens ein Tier, das so ähnlich aussieht, wenn es aus nur ein Maultier, genannt Jumbo, ist. Dreimal ziehe ich also hoch zu Koh in die Ferns. Zuerst ganz pols-pols (langsam, langsam), da meine eigentlichen Reitkenntnisse ein kleines Reitenalter zurückliegen und sich auf das Siegenpferd beschränken. Aber in Afrika muß man so vieles dazu lernen, und zwar rasch, so daß die Reiterei auch bald erfährt ist. Im schlanen Trab sprangen wir gegen Abend auf unseren neuen Lagerplatz bei Tanga, fast 30 Kilometer hinter Daru. — Mit dem Weiterziehen ist es doch nicht so brennend. Der Messer hat ein Einbeber; und sendet noch einigen Taarn den Auftrag, ein festes Lager zu beziehen, also ein Strohdach zu bauen. Nun wird Sommerzeit gepiekt. Ein Strohdach stellt 30 Mann, und gerade einen Tag vor Festabend geht die Sache los. Vier Mann säubern den Platz von Busch und Gras, die andern stehen nach Holz. Der Bauplatz wird abgesteckt und sein eingednet, die Löcher für die Wäpfer werden bestimmt. Es gibt eine einfache Strohdube, 8 Meter lang, 4 Meter breit. Für Tier und Fenster werden große Deckungen freigelassen, die dann nachts in sehr einfacher Weise mit Säcken bedungen werden.

Am Weihnachtabend gegen 8 Uhr ist das Haus mit langem Gras eingedeckt; die neue Wohnung ist fertig. Es riecht zwar noch

Kraußeln die Wölfe, staut an buschigen, eingeklemmten Aulen, heischt weichen Wollhaas an hartrippige, magere Pflanzen, und unten liegt in weißer Wüste das Dorf. Rote Dächer blinzeln herüber...

Unten im Dorfe bellt ein Hund — es ist ein fremder, toller Ton, dies heifere, furchtsame Klaffen. Grauräubers Gehöre strahlen, der spitze Windfang zuckt.

Weit, weit kamen sie heute her. Ueber das große Moor, durch den Wald waren sie gewandert, hatten den Hufhund des Anstellers gerissen, hatten einen Schneehafen gefangen. Was war das für sechs Wölfe, die seit Tagen Hunger litten...

Hier unten gibt's Frost. Das weiß Grauräuber, der Alte. Hier ist er im vorigen Jahre den großen Hufhund, hier fand die Rote auf dem Schindanger so manchen Gute. Der Alte wittert, schmeckt gierig, während sein Magen knurrt. Seine schleicht die Rote zu Tal, Tappen in Tappen, sorgsam gerührt. Die spitzen Schneelauten, die geschliffenen Seher blinzeln. Wieder läßt ein Hund, ein zweiter schlägt an in der Dorfstraße, ein Schütten fährt lautend herüber. — Horch — ging da nicht eine Tür? Wie gebannt steht die Rote am Strand — alle Köpfe drehen sich zur Seite. Aber es ist nur der Sturm, der das Tor der alten leeren Scheune zumarf. Rechts drüben, wo die tohlen Apfelsäume stehen, wohnt Schul Jacobson, der Dorfjude. Der fährt im Spätherbst meistens umher und den ganzen Winter über. Der lauft gefesselt gleich auf, verhungerte Stüde, alte Pferde werden ihm hergebracht, dann er handelt mit Kellen. Und auf seinem Aker sitzen haufenweise die Stäbchen, und am Tage raufen dort die Sträben und Läden die Raben und schlumpfen die Elstern, und die Hunde gerren an den Knochen. Nachts aber schleicht Rothentier aus dem Walde herbei, wenn nicht gerade ein hungeriger Dorfjude hier sich verspätete. Grauräuber kennt den Ort. Langsam schleicht er weiter, horchend, spähdend, von seiner Familie gefolgt. Quil wie hier der Nachtwind um die Ede fest, daß der Schnee wickelt und an den Balken der Blockhütte anweht! Hier knallt's am Jaun — freigeschüttelt ist der Larak — hart gefrorren. Der Hunger würgt's herunter. Endlich! Da ist der Anger... Grauräubers Dichter werden größer — denn dort, bei den strotzenden Rippen des gefallenen Goules, bewege sich's. Die Aulen eingesogen, die Rücken gekrümmt, stehen zwei Hunde am Was — zerren gefrorrene Sehnen von Massen Knochen, reihen harte Fehen von magerer Schulter. Geduld liegt die Rote, knacht auseinander...

„Baldinka, gospodin, wach ein Bettler!“ Der alte Trofim betritt hüpfend die Hütte. Er legt seine „Dubina“, den Knüttel, auf die Bank am Ofen, bekrugigt sich dreimal vor dem Heiligenbilde in der Ecke und läßt sich hüpfend am Tische nieder. „Baldinka, baldinka!“ „Man muß die Hunde hereinlassen“, gerungelt eine fette Stimme vom Ofen. Dann rumpelt es, ein Bein erscheint — ein zweites — und nach einiger Zeit unterscheidet man die heckende Gestalt eines Greises. Umständlich wickelt der alte Waffel aus Heftungspapier und „Kachorja“ eine „Papyros“. „Ja — man kann die Hunde hereinlassen.“ Ein ältliches Weib stellt den dampfenden Samowar auf den Tisch, Trofim bekrugigt sich, geht sich ein Glas voll, beßt ein Stück Zucker ab. „Ach — wein. Laß sie draußen, die ungelauten Tiere“ — meinte die alte Anstja. „Ein schlechter Winter“ — gerungelt Waffel. „Ja“ — meinte Trofim und schürft seinen Tee — „halt und böse ist's. Hast du gehört, Feodor Antipow hat gestern eine Wölfsjagd gemacht.“ „Ja — die kommen jedes Jahr.“ Der Alte knipst, kratzt sich den Kopf und kriecht vom Ofen herunter.

„Baldinka, Baldinka — wo ist die Manja nur wieder?“ „Bald bei den Purtschen“... „Ja — die Spinnstuben, die Spinnstuben. Nur Berger hat man. Und geheiratet wird doch nicht.“ „Was für ein Bettler — Baldinka, Baldinka“...

Und der Sturm heult, pfeift um die Ecken, rüttelt an Fenstern und Thürten, stöhnt und kreischt und — überbört das Klagen der Hunde auf Schul Jacobsons Schindanger, ihren Todesstreich unter Grauräubers Föhnen...

Seine gleiten die Schneehäute durch den weichen Schnee. Ein heller, harter Wintertag, still und eifig, folgte tausendem Stühn.

Nun ist auch der Weihnachtsabend heran und gegen Mittag naht der Vortag des Heils mit einer großen verbedeten Schüssel darauf ruhend ein prächtiges Stück des Schweinefleis, an dem die Beine am dicksten sind. Das spterliche Lamm ist im alten Palastina sicher nicht anständiger bekrugigt worden als hier unter Schweinebraten. Nun dreht sich alles im Lager um das Festmahl. Denn auch Kartoffelsuppe (schlechte oder polnische) und Sauerkraut stehen in Aussicht.

Alles nimmt ein Ende. So auch die festlichen Kuratungen. Punkt 6 naht die Rückengarde mit einer stattlichen Reihe Schüsseln in unserem Speisezimmer. (In dem Eitel uneres Strohhauens, der am Tage zum Aufenthalt als Bureau, Salon usw. dient.) Aber gerade als die Tische beginnen soll, geht ein himmlisches Nehlenger mit der großen Vase los. Es beginnt zu regnen. Unser Haus, in zweimal zehn Stunden errichtet, hat kein wetterfestes Dach. Nur der Schalfalon ist durch ein darüber gehängtes Segelgelein geschützt. Und so fängt es langsam in unser Weihnachtsmahl hinein zu regnen. Frost Nachtzeit! Was bleibt übrig? Wir müssen ateben. Alle Mann lassen an, und wir wandern mit allem Schönen ins Schlafgemach. Jetzt lassen wir uns aber durch nichts mehr stören. Nur vor, unter (angeblich) schottischer Schäferhund, und Wini, der Dadel-Zedel, sind nicht recht zufrieden. An sehr gute Behandlung und reichlichen Fleischabfall gewöhnt, machen sie schiere Gefächter, als es diesmal nur dürftige Knöchelchen für sie gibt. Es bleibt nicht viel nach. Und so lege ich mich flugs hin und schreibe bona Schüssel einen heißen Dankbrief. Diesmal sende ich eine kleine Weihnachtsgabe mit. Ein nettes Päckchen voll afterhand Schickereien.

Wach Du wach? Er hat gemerkt! Der Vortag kommt umgehend zurück und überbringt noch ein — schönes Stüchchen Karbonade. Ja, es gibt doch noch gute Menschen in — Afrika.

Inzwischen hat sich der Regen wieder verzogen. Zur eigentlichen Frier können wir also in den „Salon“ ziehen. Der von der Firma jedem Familiendauhalt mit hässlichem Zudeckel gestiftete hässliche Weihnachtsbaum ist schon längst auseinandergeroben und launtergeht aufzuhoben und behangen. Nun erstohlt er im vollen Prachtplanz. Die schwarze Garbe wird heringerufen und mit allerhand Kleinigkeiten, darunter natürlich Tabakpäckchen beehrt. Auch eine blante Suppe erbält jeder, nur sich wacher im Dorke einen mächtigen Kopf Pombe (Hirscheier) zu Gemüte führen zu können. Die beiden Mädchenjungen erhalten neue Wäsche und Inaltröte Beklen, über die sie vor Freude strahlend ihr Mündchen bis zu den Ohren aufstehn.

Nach ist die Gesellschaft verabschiedet, Tür und Fenster werden abgesehen, indem die Erde vorgehangen und festgemacht werden, und nun feiern wir beide Großen unser Weihnachtsfest. Zu schlafen haben wir uns nicht, da es ja an Gelegenheit zu Ueberraschungseinfällen im Puck völlig mangelt, außerdem sind wir Süßleute ja auch ziemlich bedürfnislos.

Wir legen uns zu unserm Weihnachtsbaum, schauen in das Zimmer der Diener und — lächeln. Jeder träumt für sich und hängt seinen Gedanken nach. Dene reichhaltigen Wortauslaufe zu sein wir ja, daß wir an gleichen Bahnen wandeln. Freude darüber, daß wir gesund sind, Dankbarkeit für unser ausregendes, abwechselungsreiches Dasein in unserm Afrika, und — wie immer in verzärtelten Stimmungen, ein wenig Sehnsucht nach der Heimat, als die Diener verabschiedet, lustwandelnd wir noch ein langes beim Scheine der Sterne. Erst als der Himmelstempel seine Deckel auf Erde senkt, Winternacht also nahe ist, gehen wir — voll tiefen Seelenfriedens — zur Ruhe.

Offen liegt das Weiße Buch des Jagers da — leicht zu entziffern sind Zeichen und Schrift dem Kundigen. Scher, scher, scher, scher... Die Männer dampfen noch Frost und Schnee. Hier im Gehölz — am Jaun — hinein die Spur. Nur eine schneit's zu sein. Doch hier am alten Jaunpfosten stellt sich der Fuch sechsstocher genügt word hier. Scher, scher... ein Mann noch rechts, einer noch links. Vauflöse Stille ringum — nur drüben beim Dorfe krächzt ein Aobe, fern drüben kühlt ein Schüttengläschen. „Dinnen“... die Männer kommen zusammen, wischen sich die nassen Haare aus der Stirn, trennen sich wieder. Dksmal aber schleifen sie hinter sich lange Schnüre — rote und blaue, gelbe und braune Fäden, die hanteln daran. Und überall an Busch und Jaun, an Pfosten und Baum machen sie Halt, binden sie's an — bis es überall rings klappert und klirrt, leuchtet und grellt.

Grauräuber liegt im Schnee — neben ihm die Getrauen. Was das eine Maßzeit gewesen! Zwei große Hunde hatten sie gefressen mit Haut und Haar — seine Lieblingspeise. Lange Zeit zum Klagen hatten die Armen nicht gehabt: von drei Seiten war die

Rufende Nacht.

Die Glocken regen ihre erzenen Keulen.

Ueber zitternde Brücken die Jüge heulen, laut rufen die Ahsen:

„Es ist im Ofen ein Tannbaum gewachsen; dran blühen die Herzen, lauter leidenbleich stille, freudensbang flackernde Menschenherzen!“

Die Glocken häumen sich, stemmen sich ein:

„Haltet ein, haltet ein! Ihr trachtet Loren, verblendet, verbannt — verlorene Wanderer im ewigen Sand!“

„Wir fragen fürbass Schmerz, Aühufel und Haf.

Über nicht lange mehr und wir bringen demüthige Sehnsucht daher, die Träume der Menschheit, zu einem verwachsen...“ „Weltweihnacht!“ juchzen die Ahsen.

Kurt Gidler.

Rette drüber her gewesen. Und dann flogen die Fehen. Und wer noch Hunger hatte, fraß sich am toten Goule voll und satt. Grauräubers Seher knigeln, behaglich rädel sich der mächtige Leib. Bald wird's Nachtzeit — lustige Zeit. Grauräuber ledt sich lüftern den Fang. Dann schielt er zu der kleinen Wölfin hinüber, die nebenan untern Föhnenbuche schlüft. Ach ja — so satt. Endlich. Nur Haare und die Hinterpfoten und eine große rote Lade hatten sie übergelassen. Grauräuber dustelt wieder ein...

Horch, wach ein Ton! Der Alte fährt in die Höhe. Unruhig wendet er den Kopf hin und her, wendet. „Poischool!“ Wieder der Ruf: „Poischool!“ Die ganze Rette ist auf den Läufen, fährt durcheinander, ratlos, ängstlich. Grauräuber kennt den Ruf, der da drüben am Felde erklang. Ja — es ist derselbe wie damals, als es so knallte und gelb und rot flatterte, und als es so nach Menschen roch und nach verbrannter Wolke. Langsam, vorsichtig schleichend, mit klopfendem Herzen, schleicht sich der Alte durch Busch und Gestrüpp. Tappen in Tappen folgt schließlich die Rote. Gelb, rot, blau, es flattert — wie damals! Zurück! Sieh — hier schreit's frei zu sein, am Jaun. Näher und näher kommt der entsehlige Menschenlärm. Ein weißer Hase lauft vorüber — niemand achtet jetzt seiner, Dirschühner schwirren über die Wipfel. Jetzt wieder

Der Sternsinger.

Eine Tiroler Geschichte von Rudolf Greinz.

Wenn die Adventzeit gekommen ist, dann gehen in den Tiroler Bergen die Sternsinger von Dorf zu Dorf und hoch empor bis zu den entlegenen Einödhöfen. Mitternachts sind es ihrer drei, die heiligen drei Könige aus dem Morgenland darstellend. Es geht aber auch oft genug nur einer allein. Stets wird dabei ein blecherner Stern an einer hohen Stange getragen, der den wunderbaren Stern vorstellen soll. So dreimal den Weg in unsern Morgenland ihren Weg zur Weihnachtsstippe wies.

Die Sternsinger bringen die uralten Weihnachts- und Hirtenlieder zu Gehör. Von der heiligen Nacht, vom Christkind im franten Haar, von dem grausamen König Herodes und seinem erschrecklichen Ende. Dann kommt alles, was im Haus ist, und auch die Raabarsente in die Stuben zusammen, um zu horken. Ein fröhlicher Jmbih, Helten (Frühstündler), Gelehrten, Speid und obenrauf ein paar Stampferin echter Schnaps lobnen die Kunst der Sternsinger. Auch bares Geld gibt es da und dort.

Der Schwemberger Kaz ging schon seit vielen Jahren Sternsinger. Dabei war er ein alter Kerl geworden, der jetzt als Einleger bei den Bauern lebte. Weihnachten war seine schönste Zeit. Da gab es zu essen in Hülle und Fülle. Namentlich zu trinken. Das war dem Kaz eigentlich noch viel lieber als das Essen. Von den Liebern hatte der Kaz keines vergessen. Da brauchte man ihn nur mit der richtigen Portion Enjan zu schmieren, dann konnte er loslegen wie ein Derselb (kleine Dögel).

Heute hatte der Kaz schon verschiedene Einödhöfe abgeklappert und sich zahlreiche Stampferin Enjan einverleibt. Vor lauter Singen war er ganz heiser geworden. Draußen herrschte ein Hundewetter. Es schneite riesige Leinwäcker vom Himmel herab. Tagelichen pffir der eifige schwarze Nachwind, daß es einem durch Raiz und Fern fuhr wie lauter Messerlingen.

Der Kaz kam gerade vom Doblhofbauern, dessen Gut droben an der Bergsännde liebt, led wie ein Schwolbennest. Für heute wollte es der Schwemberger Kaz mit dem Singen bleiben lassen und trachten, daß er wieder ins Dorf hinunter kam.

Beim Doblhofer war es hoch hergegangen. Da waren junge lustige Dinnen im Haus. Demen hatte der Kaz auch noch andere Lieder und Schmadalypfen zum Besten geben müssen, die mit der heiligen Weihnachts nicht das geringste zu tun hatten.

Es dämmerte stark. Die Winternacht brach jäh herein. Der Kaz kappte den eifigen steilen Bergsteig, der durch schütterer Waldschänbe führte, abwärts. In seiner rechten Faust trug er die Stange mit dem glühenden Flechtstern an der Spitze. Die Stange konnte er prächtig als Bergstößel brauchen.

Es ging jedoch trotz dieser Stille bald ziemlich mühselig und idwanlend vorwärts. Der Kaz hatte heute entschieden etwas zu schwer geladen und war jenes Geistes voll, der mit dem heiligen Geist der Christnacht nicht verwannt ist. Die Füße waren ihm schwer wie Blei. Dabei begann es ihn jämmerlich zu frieren. Es hatte sich ein wahrer Schneesturm erhoben.

Nur a bissel raffen, dachte sich der Kaz und bogte sich unter einer hochragenden Fichte nieder, deren Rette unter der Schneelast senkten. Ach, das war gut. Grad' a bissel ausruhen für ein paar Minuten. Dann würde er gleich wieder bei Kräften sein. Der verzagte Enjan!

Dem Kaz wurde auf einmal ganz wohl und behaglich. Es froe ihn auch nicht mehr so elendig wie beim Gehen. Er schloß unwillkürlich die Augen. Daru rih er sie wieder trampfhaft auf

der Lärm, der verhasste Ruf: „Be-re-gig!“ — ganz wie damals, wie damals, als Grauräuber allein blies... In schlenderender Reize zum Jaun. Hinüber. Einer in der Spur des anderen. Sing, sing, sing — paff! sich — paff! Bild fährt die Rote durcheinander, zurüd. Grauräuber fühlt einen stehenden Schmerz in der Keule. Die Rute eingellemmt, die Schöne angelagt, rapt er fort in wilder Hast. Hinter ihm rollt in den Schnee die kleine Wölfin, schlägt mit der Rute, zuckt...

Oben auf dem Hügel hält Grauräuber an. Rudweises Arimmon, Würgen. Haare, Knochen: Ueberreste des Hundes von gestern nacht. Gleichzeit geht's weiter. Dinten knallt's und knallt's. Wie damals. Weiter mit brennender Keule in eiligem Trott. Fort, nur fort... Hier im Gestrüpp wartet die Alte, den ganzen Tag. Baret, bis das Licht hinter den Hügel schwand und die Sträben krächzend heimzogen. Er löst sich die wunde Keule im Schnee, lekt und lekt und harrt. Keiner kommt, keiner folgte. Er blieb allein — wie damals. Allein, krank und hungrig.

Und weiter krocht der alte Wolf, den fernen Hügel zu, von denen er kam...

Die Akademie der Pläneschmieder.

Von Jonathan Swift.

Jonathan Swift, dessen 80. Geburtstag wie kürzlich begangen, ist mit seinem genialen Spott immer noch unsterblich. Zumal in „Gullivers Reisen“, das endlich als ein Buch für Erwachsene gewürdigt werden sollte. Aus dem dritten Teil geben wir ein Kapitel Swift's geistigen Genies. Sie steht in der einzigen vollständigen Ausgabe, die der F. V. Grete verdankt. Sie ist ein Teil der vierbändigen Ausgabe von Swift's Prosa-Schriften, die bei Erich Reich erschienen ist und auch einzeln als Festschmiedgabe zu haben.

Diese Akademie besteht nicht aus einem einzigen zusammenhängenden Bau, sondern aus einer Reihe mehrerer Häuser zu beiden Seiten einer Straße, die man, als sie verläuft, aufsteigt und zu diesem Zweck verwannt.

Ich wurde von dem Vorsteher sehr freundlich aufgenommen und besuchte die Akademie viele Tage nacheinander. Jedes Zimmer enthält einen oder mehrere Pläneschmieder, und ich glaube nicht, daß ich in weniger als fünfshundert Zimmern gewesen bin.

Der erste, den ich sah, war ein Mann von hagerer Erscheinung mit ruffigem Gesicht und Händen, langem Haar und einem Bart, der zerzaust und an vielen Stellen verfangt war. Seine Kleider, sein Hemd, seine Haut waren alle von gleicher Farbe. Seit acht Jahren war er mit dem Unternehmen beschäftigt, aus Gurken Sonnenstrahlen zu gewinnen; die wollte er dann in hermetisch verschlossene Flaschen tun und in rauhen, kalten Sommern freilassen, damit sie die Luft erwärmten. Er sagte mir, er zweifle nicht daran, daß er in weiteren acht Jahren insstande sein werde, zu mächtigem Reize die Gürtel des Storkhalters mit Sonnenschein zu versehen; er besaß sich freilich, daß sein Kapital gering sei; und er sichte mich an, ihm ein wenig als Ermutigung des Genies zu geben, zumal die Gurken in diesem Jahre sehr teuer gewesen seien.

Ich gab ihm ein kleines Geschenk, denn der Graf hatte mich eipens mit Geld versehen, weil er wußte, daß es bei ihnen Strauch war, alle, die sie besuchten, anzubetteln. Ich ging in ein zweites Zimmer, doch war ich bereit, mich eilends wieder zurückzuziehen, da mich ein furchtsamer Gesank fast übermächtigte. Mein Führer schob mich vorwärts, indem er mich flüsternd beschwor, keinen Anstoß zu erregen, denn man würde mir schwer groß; und deshalb magte ich nicht einmal, mir die Nase zu verstopfen. Der Pläneschmieder dieser Zelle war der älteste Gelehrte dieser Akademie; sein Gesicht und sein Bart waren von blaßem Gelb; seine Hände und Kleider mit Schmutz beschmiert. Als ich ihm vorgestellt wurde, umarmte er mich herzlich (ein Kompliment, von dem ich ihn gern entbunden hätte). Seit seinem Eintritt in die Akademie war er damit beschäftigt, ein Verfahren zu finden, um die menschlichen Extremitäten wieder in die ursprüngliche Nahrung zu verwandeln, indem er die verschiedenen Teile

Er kämpfte mit dem Entschlusse, sich emporzuraffen und seinen Weg weiter fortzulegen. Aber es war zu sein da.

Rur noch a bissel raffen. Ein paar Minuten. Und die Augen fielen ihm wieder zu. Diesmal öffnete er sie nicht mehr. Er schlief ein. Recht behaglich. Recht ruhig.

Es war Nacht geworden. Tiefe Winternacht. Da rüttelte den Kaz jemand an der Schulter. Der alte Sternsinger fuhr empor. Er rieb sich die Augen und starrte eine Weile verwirrt vor sich hin.

Drei Männer standen vor ihm. Sie trugen schwere, gelidie, königliche Gewänder und in ihren Händen goldene Weibgeschenke. „Was gibt's denn?“ frug der Kaz, unruhig darüber, daß er aus seinem prächtigen Schlaf plötzlich aufgeweckt worden war.

„Komme mit uns, von Heiland zu suchen!“ sagte der erste der Männer.

„Da? Was?“ frug der Schwemberger Kaz verständnislos. „Christ ist geboren. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“ sprach der zweite der Männer.

„Sei mol!“ befahligte der Kaz aufrieben und einverstanden und erhob sich langsam zu höfender Stellung. „Der seid's denn nachher?“ frug er, indem er die Stuppe interessiert betrachtete.

„Wir sind die heiligen drei Könige aus dem Morgenland!“ entgegnete ihm der Dritte.

„Des könnt's an andern für an Karren halten!“ rief der Kaz völlig erholt. „Die heilige drei König! Daß i nit loch! Es sein ja schon längst g'horben! Die Roaner davon haben's in Köln! So a Zug!“

„Wir sprechen die Wahrheit!“ sagte der Erste ernst und feierlich. „Wir sind nicht gestorben. Wir leben in Ewigkeit wie alle Gerechten. Und wir steigen in jeder Weihnachtszeit zur Erde nieder, sichtbar nur denen, welche die Gnade haben.“

„Da möcht' i tag do' wissen, wie i zu der merkwürdigen Gnad' komm'!“ bemerkte der Schwemberger Kaz spöttlich.

„Seine Seele läubet von der Erde und gehet ein zu ihrer ewigen Heimat. Darum fleßt du die Dinge zwisch'n Himmel und Erde!“ beschied ihn der zweite der drei Männer. Da ging ein tiefer Schauer durch den Körper des Kaz, und er glaubte ohne wettern Widerpruch, was sie ihm sagten.

„Erbebe dich!“ forderte ihn der Dritte auf. „Wir wollen zur Krippe pilgern, wo der Heiland auf dem Stroh liegt.“

Der Kaz versuchte empor zu taumeln, sank aber gleich wieder zurüd.

„I hab' ja an Kausch!“ erklärte er kläglich. „I kann nit mit em! zum Kripperl. Was täten denn Jesus, Maria und Joseph sagen, wenn i hoch'loffer dabertomm'!“

Da griff ihn einer der Männer unter die Arme. Der Schwemberger Kaz erhob sich plötzlich ganz leicht. Völlig junge Füße hatte er, und kräftig fühlte er sich, daß es gleich hätte anlangen können zu rangeln. Und er ging mit den Weisen aus dem Morgenland hoch gegen den Berg hinauf. Nützen durch den Schnee.

Vor ihnen am Himmel aber stand ein leuchtender Stern. Der glänzte, daß der Schnee zu ihren Füßen und in der Ferne glitzerte wie lauter Kristalle.

Es war eine herrliche Nacht. Still und feierlich. Es schneite nicht mehr. Und der Wind blies nicht mehr. In den Lüften aber schwebte es wie fernes, fernes Singen. Es war auch nicht mehr kalt. Fast lauwarm wie im Frühjah. Der Kaz dachte gerade darüber nach, ob das Wetter umgeschlagen habe oder ob ihn der Enjan noch so elwärme.

Da haben die drei Könige zu singen an. Ein altes Lied, das der Kaz wohl kannte und selbst oft gesungen hatte. Und er sang aus voller Kehle mit. Er war gar nicht mehr heiser.